

Die Schlafwandler und ihre Folgen

Kriegsgedenken und Friedensgebet beim St. Georg's Stöckl, Lavanter Forcha (Osttirol)
31. August 2014

Auch Berge haben ihre Wunden

Viele Tiroler, auch aus Welschtirol kämpften im Ersten Weltkrieg schon ab 1914 in Galizien, Zehntausende kamen dort ums Leben. Mit der Kriegserklärung Italiens im Mai 1915 war das Hochgebirge in Tirol selbst zur Front geworden. Stacheldraht, Konservendosen, schwere Geschütze, Schützengräben und Tunnel zeigen noch heute, wo die Frontlinie verlief. Vor einigen Jahren feierte ich die Friedensmesse beim Europakreuz auf der Kinigat, im vergangenen Juli war ich auf dem Friedensweg entlang dem Karnischen Höhenweg. - Man kann unterhalb der Falzarego Türme noch die Ruinen der Gebäude sehen. Man kann die Wunden im Fels sehen. Mit Dynamit waren die Verfeindeten Lager gegeneinander vorgegangen, Stollen wurden in die Berge gegraben, die mit Tonnen von Sprengstoff gefüllt waren. Ganze Flanken wurden weggesprengt. Der Col die Lana verlor so seinen Gipfel, am Lagazuoi fehlt seither ein Stück 300 000 Kubikmeter Fels wurden mit dreiunddreißig Tonnen Sprengstoff in die Luft gesprengt. Und am Castelletto an der Tofana di Rozes taten vierundzwanzig Tonnen Dynamit ein Übriges. Wie in anderen Frontabschnitten verfestigte sich bald die Front und es kam zum Stellungskrieg. Beide Seiten begannen ihre Stellungen auszubauen und zu befestigen. Zahlreiche Bunkeranlagen, Stollen und Wege bauten sie in die Berge hinein, welche man zu einem großen Teil noch heute besichtigen kann. Von den Tälern her wurden zahlreiche Wege zu den Frontstellungen gebaut, um diese mit Nachschub versorgen zu können. Der unberechenbarste Feind der Soldaten war die Natur. Schon anfangs November 1915 gab es die ersten Erfrierungen. Im Dezember 1916 verschüttete eine einzige Lawine 220 Soldaten, am Col die Lana waren es 280. Lawinen, Blitzschläge und Kälteeinbrüche haben ebensoviel Tote gefordert wie die Kämpfe selbst, sagt die Statistik. Lawinen wurden auch bald als Waffe eingesetzt und durch gezielten Beschuss ausgelöst. Zwischen 150 000 und 180 000 Menschen sollen an der Alpenfront ihr Leben verloren haben.[1]

Die Schlafwandler und ihre Folgen

In den letzten Monaten wurde nicht nur unter Historikern ein Buch intensiv diskutiert: „Die Schlafwandler“ des australischen Historiker in Cambridge Christopher Clark. Der Erste Weltkrieg wurde nicht geplant, sondern resultierte aus einem tragischen Szenario, in dem „Schlafwandler – wachsam, aber blind“ (Clark) der Katastrophe entgegentaumelten. Clark betont die internationalen Abhängigkeiten und zufälligen Faktoren in der Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs. Der Titel des Buches, „Die Schlafwandler“, entspricht dieser Interpretation: Gemeint sind Akteure, die mit nachtwandlerischer Sicherheit lange auf einem Seil über einem Abgrund balancieren, bis die Balance jäh zusammenbricht.[2] Clark stellt nicht so sehr die Frage, wer den Krieg verschuldet hat. Wie konnten die Entscheidungen zum Krieg solche enormen, völlig disproportionalen Folgen zeitigen? Waren diese Folgen absehbar? Warum nahmen sie die Beteiligten in Kauf? Für wen lohnte sich der Krieg im Nachhinein? Das Problem ist die völlige Ahnungslosigkeit, mit der die Beteiligten in diesen Krieg zogen.

Aus diesem epochalen Desaster des Ersten Weltkriegs, so der Historiker Fritz Stern[3], gingen die ganzen Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts hervor. Der Aufstieg und die Machtergreifung des Faschismus in Italien ist ohne diesen Krieg kaum vorstellbar; ebenso wenig die Oktoberrevolution der Bolschewiken und der darauf folgende russische Bürgerkrieg, der wiederum weitere Millionen Menschenleben verschlang, wären ohne ihn wohl nicht gekommen. Auch nicht der Siegeszug des Nationalsozialismus in Deutschland und damit auch nicht die Shoah. Dieser Krieg hat das gesamte internationale System aus den Fugen gehoben.

Stefan Zweig hält in seinem Tagebuch[4] fest: eine abgrundtiefe Müdigkeit ergriff die Menschen. Nachts konnten sie aus Sorge um das Schicksal der ins Feld gezogenen Männer nicht schlafen, tagsüber verdämmerten sie die Stunden in Erwartung großer Ereignisse. (Tagebücher). Die Zahl der psychisch Zerrütteten, der „Kriegsschüttler“ und „-zitterer“ Kriegsopfer ging in die Hunderttausenden. Nervlich zermürbt, galt als unehrenhaft. Stefan Zweig im Vorwort zu seiner autobiographischen Skizze „Die Welt von gestern“: Das Leben ist für ihn seit dem letzten Krieg nichts anderes mehr als eine Aneinanderreihung von Fragmenten gewesen, so als habe er nicht bloß eine, sondern mehrere, völlig voneinander verschiedene Existenzen gelebt. Es war ein Geschichtsbruch: „Zwischen unserm Heute, unserm Gestern und Vorgestern sind alle Brücken abgebrochen. Die Welt, in der ich aufgewachsen bin, und die von heute und die zwischen beiden sondern sich immer mehr für mein Gefühl zu völlig verschiedenen Welten.“[5]

Joseph Roth: Der „Große Krieg“ werde mit recht „Weltkrieg“ genannt, so heißt es in seinem Roman „Die Kapuzinergruft“, „nicht etwa, weil ihn die ganze Welt geführt hatte, sondern weil wir alle infolge seiner eine Welt, unsere Welt, verloren haben.“[6] Der Erste Weltkrieg zerbrach tradierte Wissenssysteme auf fast allen Feldern. Das betraf den „Geist“. Wo vorher das „Reich“ stand, war jetzt ein Trümmerfeld, wo vorher „Geist“ stand, waren es jetzt Gruppen, Egoismen, Interessen. Das betraf auch „Gott“. Gott? Zu ihm hatten viele gebetet. Das Ausmaß der Katastrophe stand in keinem vernünftigen Verhältnis zu einem Gott unterstellten Willen des Guten und Gerechten. War Gott im Krieg abwesend? Der Geschichtsverlauf konnte nicht mehr als Demonstration göttlichen Handelns in Anspruch genommen werden. Nicht mehr Geschichtstheologie, sondern existenzialistische Theologie: Gott vielleicht noch im Augenblick. „Das stolze Kulturbewusstsein des liberalen Zeitalters und sein auf Wissenschaft gegründeter Fortschrittsglaube sind in den Materialschlachten des Stellungskriegs... zugrunde gegangen.“ (Hans Georg Gadamer)

Thomas Mann spricht in seinem Roman, Der Zauberberg[7], vom große Stumpfsinn 859-874: „Hans Castorp blickte um sich ... Er sah durchaus Unheimliches, Böses, und er wusste, was er sah: Das Leben ohne Zeit, das sorg- und hoffnungslose Leben, das Leben als stagnierende betriebsame Liederlichkeit, das tote Leben.“ (863) „grübelnd und im Innersten grauenhaft berührt von dem nicht geheueren und schiefen Zustand, worin er die Welt befangen sah, von dem Grinsen des Dämons und Affengottes, unter dessen rat- und zügellose Herrschaft er sie geraten fand und des Name „Der große Stumpfsinn“ war.“ (872)

Gedenken und Friedensbitte

Im Gedenken an diese „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts haben wir an die Wurzeln des Krieges zu gehen: dazu gehören ein Nationalismus, der zum Religionsersatz geworden war, Hass, Verachtung und Arroganz gegenüber anderen Völkern, die

Anmaßung absoluter Macht über Leben und Tod. Der Friede damals und heute wird bedroht durch massive Gerechtigkeitsdefizite und durch Verstöße gegen die Menschenrechte. Säulen des Friedens sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit.“ (Johannes XXIII.) Die Kirche lebt aus der Überzeugung, dass der Krieg kein Schicksal und auch kein Naturgesetz ist. Krieg bedeutet immer eine „Niederlage für die Menschheit“. „Der Friede ist möglich. Mehr noch, die Kirche wird nicht müde zu wiederholen. Der Friede ist geboten.“ (Johannes Paul II.)

Der Toten der Kriege zu gedenken, ist ein Liebesdienst sowohl der Angehörigen wie auch der christlichen Gemeinde, letztlich eine Menschenpflicht. Wesentlich für das christliche Totengedenken ist auch das fürbittende Gebet für die Verstorbenen. Es macht deutlich, dass das ewige Leben Geschenk und Gnade durch Gott ist. Auch wenn wir auf Vollendung und Auferweckung unserer Toten durch Gott hoffen, so bedürfen sie doch der Vergebung der Sünden und der Läuterung durch die Gnade Gottes. Der wichtigste Beitrag des christlichen Glaubens für eine Kultur des Trauerns und des Todes ist das Wachhalten der Frage nach den Toten und ihrem Geschick: Christen erinnern sich der Toten, nicht damit sie leben, sondern weil sie leben. Sie hoffen auf Leben und Gemeinschaft mit den Verstorbenen über den Tod hinaus.

Es ist eine geistliche Aufgabe, die dem Frieden dient, das Gedächtnis vergangener Leiden wach zu halten, und zwar nicht bloß funktional in dem Sinn, dass die Schreckensbilder der Vergangenheit davor abzuhalten sollen, in der Gegenwart die Hölle des Krieges zu entfachen[8]. Es wäre fatal, wenn die Toten im Besitz der Lebenden für neue Machtkämpfe herhalten müssen, auch wenn sie primär als moralische Keule eingesetzt werden. In der „memoria passionis“ geht es auch um die Verweigerung, sich damit abzufinden, dass die Toten in alle Ewigkeit tot bleiben, die Besiegten besiegt und die Durchgekommenen und Erfolgreichen in alle Ewigkeit oben bleiben. In der Erinnerung von Leid, Schmerz und Trauer geht es um ein solidarisches Antiwissen, das aus der Hoffnung auf den solidarischen und mit leidenden Gott kommt, der den Besiegten, Verlorenen und Toten Friede, Heil, Versöhnung und Gerechtigkeit schenken kann.[9] Im Ersten Weltkrieg standen der jeweils andere und auch das andere Volk unter dem Vorzeichen der Bedrohung, der Verachtung und der Aggression. Das Aufeinandertreffen war gekennzeichnet von Sieg und Niederlage, war gezeichnet vom Tod. Es ist nicht selbstverständlich, dass sich der Krieg von damals in den Beziehungen gewandelt hat und ein freundschaftliches Miteinander, eine Partnerschaft zwischen den Gemeinden und Communen, ein gemeinsames Bauen am Bauplatz Europa geworden ist. Wir dürfen Gott danken, dass der Krieg, die Gewalt, die Verletzungen und das Morden von damals heute nicht mehr die Beziehungen vergiften, dass nicht mehr auf- und abgerechnet wird. Die Heilung des Gedächtnisses ist wichtig, die Läuterung der Erinnerung ist von großer Bedeutung. Wäre dies nicht der Fall, so würde die Vergangenheit zum Nährboden von neuen Aggressionen und Kriegen.

Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck

[1] Vgl. Stephanie Geiger, Große Kulisse, beklemmende Vergangenheit, in FAZ 24. Juli 2014, Nr. 169, R 2.

[2] Christopher Clark, The Sleepwalkers: How Europe went to War in 1914, London 2012; Die Schlafwandler: Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, München 2013.

- [3] Fritz Stern, Die Historiker und der Erste Weltkrieg. Privates Erleben und öffentliche Erklärung, in: Transit. Europäische Revue 8/1994, 116-136.
- [4] Stefan Zweig, Tagebücher, hg. von Knut Beck. Frankfurt am Main: S. Fischer 1984.
- [5] Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. S. Fischer, Frankfurt am Main 1982.
- [6] Joseph Roth, Romane 4: Die Kapuzinergruft, Köln 1999, 9-130.
- [7] Thomas Mann, Der Zauberberg, Frankfurt a. M. 1952 (Erstausgabe 1924), 863.872.
- [8] So z.B. Paul VI. in seiner Rede an die Vereinten Nationen („Die Erinnerung müsste genügen ... Nie wieder Krieg“) in: AAS 57 (1965) 881; auch Johannes Paul II. in seiner Homilie bei der Messe im Konzentrationslager Birkenau am 7.6.1979 im Anschluss an den Aufenthalt im Konzentrationslager Auschwitz, in: AAS 71 (1979) 844-848.
- [9] Vgl. Ottmar John, Fortschrittskritik und Erinnerung. Walter Benjamin, ein Zeuge der Gefahr, in: Edmund Arens/Ottmar John/Peter Rottländer, Erinnerung – Befreiung - Solidarität. Benjamin, Marcuse, Habermas und die politische Theologie, Düsseldorf 1991, 13-80.